

Daniel Berrigan

## Widerstand und Erneuerung – die Kirche am Rande

Während ich dies schreibe, ist mein älterer Bruder Jerome, Lehrer, Vater von vier Kindern, soeben aus dem Gefängnis entlassen worden; er hatte beim Pentagon einen Akt des Widerstandes gegen den Nuklearkrieg begangen. Mein Bruder Philipp und ich sind gegenwärtig auf unseren Einspruch hin frei; wir waren 1980 zu dritt zu zehn Jahren verurteilt worden, weil wir 1980 Atomsprengköpfe zerstört hatten.

Der Lebensrhythmus besteht für uns und unsere Freunde im großen und ganzen darin: in das Pentagon hinein – aus dem Pentagon raus, dasselbe mit dem Weißen Haus, verschiedenen Militärbasen und Denkfabriken, mit Gerichten und Gefängnissen. Das ist seit langem unser Leben.

Vom Standpunkt des Staates aus sind wir Christen, die buchstäblich nicht mehr zu rehabilitieren sind.

Doch es ist noch eine andere Geschichte zu erzählen. Wir sind auch Amerikaner. In unseren Gruppen sind wir Akademiker, Lehrer, Juristen, Ärzte, Eltern, Seminaristen, Mönche, Nonnen, Priester. Wir gehören der Mittelklasse, der weißen Rasse an und haben Hochschulbildung. Wir nehmen in den Reihen der Bürger mit einer gewissen bescheidenen Anonymität unseren Platz ein; wir haben keine großen Schwierigkeiten, den Gesetzen zu gehorchen, wenn diese zum allgemeinen Wohl, zum Guten usw. beitragen. Doch wir stehen beständig auf Kriegsfuß mit dem Landesgesetz. Unsere Geschichte ist gleichzeitig alt und verwirrt neu. Für uns ist sie beinahe zwei Jahrzehnte alt.

Zu dieser Geschichte (und hier werde ich für mich selbst sprechen) gehört die Entdeckung einer alten, entscheidenden Tradition, die uns in unserer Kindheit, im Militärdienst (dies ist selbstverständlich), aber auch im Priesterseminar und in der Lehre der Kirche bestritten wurde.

Diese Tradition ist durch die Kriegstrommeln unserer Kultur und Welt buchstäblich aus uns herausgetrommelt worden. Sie wurde uns in Abrede gestellt durch einen durchgängigen, so gut wie unwiderstehlichen Mythos: durch den Mythos vom «gerechten», «notwendigen» Krieg, und als solcher galt jeder Krieg, an dem unser Land teilnahm, jeder Krieg, an dem unsere Kirche beteiligt war.

Der Wettlauf nach Nuklearwaffen bildet den Inbegriff unseres schlimmen Zustandes, da er die Gefahr mit sich bringt, dem Dasein des Menschen selbst schlagwetterartig ein Ende zu machen. Der Wettlauf ist ganz buchstäblich und kühl ein Wettlauf der Vernichtung entgegen; in seinem Ethos und in seiner Mythologie ist er somit der Inbegriff des Widersinns des Krieges selbst; ein Irrsinn, den der sogenannte «begrenzte» Krieg gedämpft hatte. Wir werden nun monoton informiert, daß wir, falls wir «genügend gerüstet» sind (obwohl «genügend», wie der Hunger eines gereizten Tieres, keine Grenze hat), den Krieg, der über uns droht, abwenden werden; indem wir unablässig Brennstoff anhäufen, werden wir an den Feuern von Harmagedon vorbeikommen.

Diesen Überlegungen zufolge verhüten wir den Krieg, indem wir uns zum Krieg rüsten. Wir machen den Krieg weniger wahrscheinlich, indem wir uns für einen (unwahrscheinlichen) Krieg rüsten. Wir denken beharrlich an das Undenkbare, dann wird das Undenkbare irgendwie beschworen. Die Schaffung einer Kriegswirtschaft, ein kriegsähnliches Meinungsklima, eine drakonische Haltung gegenüber politischen und religiösen Abweichlern, die Auferlegung ruinöser Kriegssteuern auf alle, eine überreiche Zuteilung von Finanzen zur Waffenherstellung und Waffenforschung – all dies, so werden wir belehrt, sind verschiedene Formen der Kriegsverhütung. Durch solche Vorkehrungen werden wir mit einer Art von Präventivgift geimpft, gegen den Nuklearkrieg immunisiert.

So lautet die Theorie, die man mit ehrlichem Gesicht weit und breit anpreist.

Daß die Theorie, mag man sie nun an diesem oder jenem Maßstab messen, purer Unsinn ist, macht praktisch wenig aus. In der ehrwürdigen Marat-Sade-Institution, im kriegstreibenden Staat, im kollektiven Irrenhaus ist nämlich wenig Raum für das Eindringen einer Diagnose oder Gesundung. Diese bewachte, isolierte, sich selbst genügende Welt hat ihre eigenen Kriterien,

ihr eigenes Verhalten, ihre eigene Moralität und Sendung und sie hat auch ihre eigene Bibel und ihre eigenen heiligen Zeichen.

Das Irrenhaus kann im großen und ganzen auf ein Netz unterstützender Institutionen zählen, die, zum Teil gesund, zum Teil dem Irrsinn verfallen, in ihrem Halbschatten liegen. Dazu gehören die Universitäten (sie stellen Forschungen über funktionalen Irrsinn an), die Gerichte und Gefängnisse (sie bestimmen über die Strafe für die hartnäckig Gesunden), die Wirtschaft (um zu bestimmen, wer prosperieren und wer zum Freiwild erklärt werden soll), die Kirche (um für den Wahnsinn Riten zu zelebrieren, um gottgleiche Geschütze zu segnen), die Familie (um Kanonenfutter hervorzubringen).

Auf diese Weise entscheidet das Irrenhaus-Management über Lebensunterhalt, Karriere, Berufsstatus einer Großzahl von Forschern und Arbeitern. Das Irrenhaus-Management hat Gewalt über Leben und Tod derjenigen, die seiner Kontrolle direkt unterstehen, und über seine Patienten «draußen»; sie werden in ihrer Jugend rekrutiert, zu töten und zu verstümmeln geheißen und um ihr Eigenleben gebracht. Managementsentscheide schaffen ungeheure Steppen des Elends, der Zerstörung, des inneren Durcheinanders und der Verzweiflung; sie schaffen auch einen fieberhaften augenblicklichen Reichtum.

Diese Welt der geschlossenen Tore, ungeheurer Macht, der Geheimnistuerei und der öffentlichen Doppelzüngigkeit, diese Welt, die nicht so ganz im Krieg, aber ebenso sicher nie im Frieden ist, ist fürwahr nicht die Welt gewöhnlicher Sterblicher, sondern eine Welt von sich selbst berauschter Giganten, mysteriöser Technokraten, von Träumern, Fabeldichtern, Schamanen. Du hast ihnen zu gehorchen; ihnen zu widerstehen, bringt dich in Gefahr.

In eine solche Welt nun dringt das Christentum ein. Die an Christus Glaubenden kommen als Fremde, als Outsider daher. Wir sind die Entfremdeten. Wir können uns buchstäblich keinen Reim auf eine solche Welt machen. Mehr noch: Wir beabsichtigen keineswegs, uns «anzupassen»; ein feinempfindendes Wissen um uns selbst, das sich im Schein der Mitternachtslampe entwickelt hat, hält uns auf Distanz. Wir haben die Evangelien zu eingehend gelesen. Wir finden darin keine Seligpreisung des Krieges; wir finden Leiden, menschliche Sanktionen, Tod als die natürliche Folge eines Glaubens, der «zu weit geht». Wir wissen nicht, was dieser Ausdruck

meint; wir vermuten sogar, daß wir noch nicht weit genug gegangen sind. Doch wir sind so weit gekommen, zu einer gewissen Distanz; und wir werden weder nachgeben noch aufgeben.

Amerika ist unser Land; unser Schicksal vollzieht sich hier. Wir sind für den Ort, wo wir geboren wurden, verantwortlich; verantwortlich unter anderem für seine Kriege. Wir nehmen diese Verantwortung auf uns, so wie wir auch unseren Glauben an Christus auf uns nehmen; beides bildet eigentlich nur ein einziges Credo. In Übereinstimmung mit diesem Glauben, diesem einzigartigen Verständnis, vernehmen wir, wie die Heiligen in der Johannesoffenbarung unter dem Altar hervor schreien: «Wie lange noch?!» Und in der Apostelgeschichte steht nicht nur zu lesen, daß die Urchristen verfolgt wurden, sondern auch, daß sie sich freuten, «weil sie für würdig befunden wurden, für den Namen Jesu zu leiden». Und auch, daß sie immer wieder sich an das ihnen verbotene Lehren machten und wiederholt festgenommen, gegeißelt, bedroht, von der Öffentlichkeit geschmäht wurden. Somit hat eine heilige Berufung in der Welt brutalste Konsequenzen. Der Glaube ist «zu weit gegangen».

Um unsere heutige Einstellung zum aufrüstenden Staat zu verstehen, müssen wir uns die realen Verhältnisse in bezug auf Kirche und Staat genauer besehen. In einer Gesellschaft wie der unsrigen gibt es nur wenige, die zwischen sakral und säkular klar unterscheiden können. Bis noch vor kurzem verhielt man sich für gewöhnlich so, daß man die Dinge in der Öffentlichkeit unbestimmt ließ und im privaten Leben für richtig befand. Eine gewisse Anzahl von Bürgern sind zufällig auch gläubige Christen; ihr Glaube bildet eine Art Anhängsel zur Staatsbürgerschaft und macht nicht viel aus; falls er stört, ist er leicht auszumerzen. Gläubige Bürger sind mehr oder weniger überzeugt, daß das Billet für ein gutes Leben hier unten einen doppelten Zweck erfüllt, denn es gewährleistet auch den Eintritt in das Gottesreich. Von den Beamten der beiden Mächte, Kirche und Staat, wird eine Scharade gespielt. Gepriesene, umschmeichelte, hochgejubelte, mit Geschenken überhäufte, angebetete Kardinäle und Generäle dringen darauf, daß man ein «guter Bürger» sei und «zur Kirche gehe». Sobald man einmal durch den Nebel der Rhetorik durchgedrungen war, merkte man, daß eigentlich jeder die gleiche Sprache sprach, die gleichen verfälschten Mythen zum Besten gab, die gleichen

Ambitionen hegte. Sie gaben konformem Verhalten und sittlicher Mittelmäßigkeit ihren Segen und machten die Kirche zur emsigen Nachhelferin der weltlichen Gewalt. Sie verliehen dabei denen, die Humanitätsideale machten und zugleich zerstörten, ein glaubwürdiges (wenn auch ganz unechtes) Image bürgerlicher Wohlanständigkeit, wenn nicht gar Heiligkeit.

Wir wurden in einen schrecklichen Alptraum gezwängt; ich kann den Zustand, in dem wir uns von unserer Jugend an bis in die frühen sechziger Jahre hinein befanden, nicht anders beschreiben. Wir wurden in Amerika eingesperrt; es macht wenig aus, daß unser Gefängnis mit gotischen Bögen geschmückt war, daß durch seine Labyrinth gregorianischer Gesang erklang. Wir waren eingesperrt – und in wessen Hand lag der Schlüssel?

Das Hauptgeschäft des Staates war Krieg; wir waren Kriegsgefangene. Hielt unsere Kirche den Schlüssel zu unserer Freiheit in Händen? Wenn ja, enthielt sie uns die Freiheit mit ihrem rechten Arm vor; dieser war ja der geistliche Arm des Staates. Man kann nicht den Krieg segnen, lernen wir zu unserem Bedauern, und mit dem gleichen Arm die Gefangenen befreien.

An einem Seminar, das kürzlich in New York abgehalten wurde, sprach ein Admiral aus dem Pentagon über das Thema Atomwaffen und Gewissen. Er führte sich als einen Christen ein, der wiederholt den Ruf Christi vernommen habe, ihm in der Kirche zu dienen. Er behauptete jedoch, einen noch stärkeren Ruf verspürt zu haben, das zu bleiben, was er sei, «meinem Land zu dienen meinem Schwur entsprechend», der mit der Phrase schließt: «So wahr mir Gott helfe!»

Er war in diesem Punkt eisern; rechtschaffen und seiner Sache so sicher wie ein Novize. Seinem Land dienen heiße Christus dienen. Seine Geschichte ist nicht von nur vorübergehendem Interesse. Der Admiral ist ein Offizier in einer mit Atombomben bestückten Flotte. Wie er erzählte, hielt er zwei Jahre hindurch in einem der geheimen großen Kommandozentren den Finger auf dem Auslösedruckknopf. «Ich wußte, daß wir in der Flotte sieben Minuten Zeit hatten, bevor ein feindliches Geschloß traf, während in der Armee diese Zeit sich bis zu einer halben Stunde erstrecken konnte. Und ich war Tag und Nacht gewillt, dem Präsidenten die Botschaft zu übermitteln, daß wir Fernlenkungsgeschosse abfeuern. So wahr mir Gott helfe!»

Es ist noch hinzuzufügen, daß der Admiral keineswegs einen verwirrten Eindruck machte oder bewußtseinsgespalten schien. Im Gegenteil gab ihm seine Überzeugtheit etwas Leidenschaftliches und Gerades. Selbst angesichts des jüngsten Gerichts zuckte er mit keiner Wimper. Den Blick auf seine schreckliche Pflicht geheftet, kam er einem als wahres Vorbild, als Verteidiger des Glaubens vor. Er sagte, die Vereinigten Staaten seien das Werkzeug Gottes zum Schutz des Gottesvolkes. Sollte Gott verlangen, daß Amerika einen Endentscheidungskampf unternehme, so sei's, denn Gott wolle es. So wahr mir Gott helfe!

Wir haben hier eine neue Neigung zur alten Apokalypse. Biblische Bilder, die sich auf die Letzten Dinge beziehen, Bilder der Freude, der Gemeinschaft, der Einheit werden unterschlagen. Mehr noch: Sie werden für null und nichtig erklärt. Das Festmahl des Gottesreiches, die Hochzeit Christi mit seiner Braut, die Wiederherstellung des Paradieses, die Entdeckung des verborgenen Schatzes, das Einbringen der aus der Saat erwachsenen Ernte – nichts von all dem. Wir werden zu einem rein weltlichen, gewaltsamen, abschließenden Harmagedon aufgeboten. Wir werden in der Tat dazu aufgeboten, um es herbeizuführen. Die Endkatastrophe beherrscht die Vorstellungswelt des Christen. Sie kommt als bürgerliche und religiöse Pflicht einher. Sie kann sich bloß Krieg vorstellen; einen kriegerischen Christus, einen Krieg, um sämtlichen Kriegen ein Ende zu machen. Diese Vorstellung ist funktional, wirksam; sie verwickelt alle, von den Admirälen bis zu den Fußsoldaten, in den Weltbrand. Was man früher noch als Phantasiegebilde von Irrsinnigen oder von Science-Fiction-Amateuren ansehen konnte, ist nunmehr eiskalte Tatsache, wird als Wahrscheinlichkeit diskutiert, in Berechnung gezogen, Tag für Tag geplant. Das Medium ist nunmehr eins mit der Botschaft: Die Ideologie hat die Waffenschmiede geschaffen; die Waffen unterstreichen die Ideologie mit Blut und Feuer.

Ein weiterer Aspekt des Weltbilds des Admirals verdient, beachtet zu werden. Es ist seine Sicht der Endzeit.

Laßt uns ein Wort kühlen Trostes sagen. Trotz aller Verbrechen, die Christen verübt haben – Kolonialismus, Kriege, staatlich gedeckte Piraterie (Verbrechen, deren Liste dadurch zusammengestellt wurde, daß sie tatsächlich begangen wurden) –, trotz all dem hat die christliche Theologie

mit einer Hartnäckigkeit, die sie nie ganz zu erklären vermag, am geheimnisvollen Charakter der Letzten Dinge festgehalten. Auf die Frage nach dem Zeitpunkt, dem Ort und der Art und Weise hat die Kirche mit Christus einfach gesagt: «Ich weiß es nicht.» Die Kirche verkündete also nicht nur eine rettende Unkenntnis, wodurch sie zugleich dem Magischen und dem Drang nach Leichtsinn einen Zügel anlegte. Sie erklärte auch etwas so Wertvolles und Positives wie dies: «Mein Nichtwissen ist ein Attribut der Wahrheit; Gott weiß es.» Im göttlichen Einem ist das Wissen Gottes auch das Handeln Gottes. Und da die Endzeit in Gottes Händen liegt (und wenn dies stimmt, liegt jede Zeit in Gottes Hand), liegt auch der Anlaß dazu, die Art und Weise, das Bild davon in Gottes Hand (so wie sämtliche Anlässe, Weisen und Bilder).

Daraus folgt etwas äußerst Wichtiges. Das Schicksal der Lebenden und der noch nicht Geborenen mitsamt allen zeitlichen Ergebnissen und Eventualitäten, Urteilen, Wiedergutmachungen, Gesundungen mit Einschluß jedes menschlichen, bürgerlichen, nationalen Gebildes, das im Lauf der Zeit entstanden ist – all dies ist als vorläufig anzusehen. Jeder weltliche Entscheid, selbst der wichtigste, mitfühlendste, anscheinend trefflichste ist mit Furcht und Zittern zu vollziehen. In jeder Stunde ist jede Nation vor Gericht geladen – und wird als unzulänglich befunden, wenigstens in dem grundlegenden, endgültigen Sinn, daß sie nicht das Gottesreich ist und es nicht sein kann. Auf allem Menschlichen liegt nämlich in jedem Punkt der Geschichte ein Anspruch. Es ist ein Anspruch, von dem kein Admiral, Schah, Präsident, keine Junta, kein Papst freisprechen kann. Wir sind Christus zu eigen. Wir gehören anderswohin.

Daß man sich vom Anspruch oft loskaufen wollte, ist nichts Neues. Das christliche Handeln hat den christlichen Glauben stets Lügen gestraft. Dies ist eine geschichtliche Tatsache – das blutbesudelte Antlitz von Opfern, die Kommissare der religiösen Macht, der amerikanische Admiral in seiner verrückten Einfalt und mit seinem prometheischen Unternehmen ist doch nichts Neues. Er kommt von irgendwoher, von einem vertrauten Boden her. Er spricht eine Sprache, die Erinnerungen, Resonanzen weckt. Er erhebt im Namen Christi Anspruch auf die Welt und auf die Menschen in der Welt, auf Hab und Gut, Lösegeld, Geiseln des Imperiums. Das Imperium ist das Reich Gottes, das in einem die

Welt umkreisenden blendenden Atomblitz zutage tritt.

Der Admiral ist somit eins mit den Großinquisitoren, den kolonialen Sklavenhaltern, den Generälen in den Heiligtümern (wie sie kürzlich im gefolterten Argentinien an der Papstmesse teilnahmen). In einem verrückten Anflug von Moral, der so alt ist wie das erste Aufrichten des Kreuzes auf «ungläubigem Boden», pflanzt sich der Admiral im zwanzigsten Jahrhundert auf, um durch das Atomschwert und das Kreuz das alte Evangelium, den Tod des Heilands zu verkünden. Das Gottesreich kommt – endlich. Und sein Name (der früher Neuspanien, Neufrankreich, Neuengland lautete) ist – Amerika. So wahr mir Gott helfe!

Man nenne das Verrücktheit oder eine verschrobene Vorstellung – es kommt vielleicht auf das gleiche heraus. Die biblische Sicht der Welt und der Geschichte, die als eine tiefe Aussage, als mystische Vision des Humanen, des glückseligen, gerechtfertigten, gekrönten Humanen an unser Herz rührt – diese Sicht ist fehl am Platze. Gott wird versetzt, kommt um seinen Platz. Was das Zentrum einnimmt, läßt sich überhaupt nicht als menschlich bezeichnen, sondern ist eigentlich das Unmenschliche, Dämonische. In unserem Zeitalter ist es, konkret gesprochen, die Technik im Dienste des Todes.

Gott kommt um seinen Platz, Gott ist ein Deportierter.

Verliert Gott auch sein Gesicht in einer so verrückten Welt? Laßt uns bloß sagen: Gott hat in Christus viele Gesichter, viele Spiegel, die der Welt vorgehalten werden, und sie widerspiegeln nicht die tatenlose oder fatalistische oder auf den Tod versessene Welt, vielmehr das menschliche Drama, das unsäglich tragisch, verbrecherisch, gewissenlos ist, Macht, gegen die man sich nicht verteidigen, Ohnmacht, gegen die man nicht Einspruch erheben kann. Und mehr noch, denn der Spiegel ist nicht bloß ein reflektierender Rückspiegel. Er ist prophetisch, er spricht deutlich – er spricht von einem Ende der Dinge, von einem Ergebnis, einem Berichtigen des Falschen; er warnt die Missetäter. Er spottet über die Nationen, ihren aufgeblasenen Stolz, ihr Nachäffen Gottes. «Pharao und seine Wagen – alles versank im Meer.»

Der Admiral wird nicht ohne weiteres vergessen, er traf zu tief. Sein Glaube erschien so stark wie der unsrige, wenn nicht stärker (wir werden so oft von Zweifeln, zweiten und dritten Erwä-

gungen, von Ängsten, Grauen, Sehnsüchten, von einem zögernden Rückwärtsblicken behindert). Er schien zu leben und den Tod ins Auge zu fassen unter einem besseren Stern und Schicksal als wir. Er hatte klare Grenzsteine, er strahlte Selbstvertrauen, Redlichkeit aus. Er vollführte mit der Klinge seines Schwertes einen Streich. Die Welt soll zur Kenntnis nehmen: Gott steht auf unserer Seite.

Die Welt nimmt es zur Kenntnis. Der Admiral ist ein ernst zu nehmender Mann. Er bedarf keiner Mahner wie MyLai, Hiroshima, Sklaverei in unserem eigenen Land, Genozid an den Ureinwohnern Amerikas. Der Admiral ist auch Amerikaner, der meint, was er sagt, und sagt, was er meint. Er hat, im Unterschied zu vielen namhaften Theologen, eine wunderbare Einheit zwischen Praxis und Wort zustande gebracht.

Wieso kommt es zu all dem? Warum kommt mir der Glaube des Admirals als eine Form von Verzweiflung, Bankrott, als chauvinistisch, häretisch, als Verachtung des Gottes der Lebendigen, als im biblischen Sinn Torheit vor? Wenn ich auszumachen suche, warum mein Urteil dermaßen verallgemeinernd (und gleichzeitig solitär) ist, kommen mir ein paar Anhaltspunkte in den Sinn. Der erste betrifft die Zerstörung der biblischen Vielfalt durch das Bild, von dem man wie besessen ist. Unter starkem Druck, der von einer Kultur ausging, als Erbe einer Religion von Nationalflagge und Altar, mit dem Glauben als Voraussetzung zur Aufnahme in die Militärakademie, mit dem Treueid als Vorbedingung für den Offiziersstand, für ein Atomwaffenarsenal verantwortlich – unter solchen Umständen ist die Befähigung eines Admirals zur Wahrheitsfindung, zum Urteil, zu seelischer Gesundheit zwangsläufig stark eingeschränkt. Dicht und schief bildet sich ein Zentrum; sein Name ist bürgerliche Religion; es lebt unter dem Treueid zum Staat; es ist gegen einen Megatod als Lebensfaktum abgehärtet.

Das neue Zentrum ist tatsächlich ein christlich «neuer Mensch» im letztgültigen, antimarxistischen Sinn – ein Geschöpf, das zumindest ebenso gefährlich ist wie das Gegenmodell. Wir haben dieses neue Zentrum, dieses Zentrum von Stürmen, auch sittlich schief genannt. Historisch deplaziert, hartnäckig und gebieterisch Christ, hält der Admiral die Geschichte des Kriegs, des christlichen Kriegs für seine einzige Geschichte, für eine christliche Geschichte. Die Kreuzzüge, die Inquisition, die Kolonialkriege, die Imperial-

kriege, die Weltkriege – sie alle sind christliche Kriege. Einzig diese christliche Geschichte ist beachtenswert. So wie die Welt ist, so wie die Feinde, die Sünder, die Ungläubigen, die Kommunisten sind, ist das einzige christliche Verhalten – der Krieg.

Auf diese Weise ist es mit einem Schlag, mit einem Schwertschlag, um die ersten drei Jahrhunderte der christlichen Geschichte geschehen. Die Bücher werden verbrannt, einschließlich – es muß gesagt sein – des Evangelienbuches. Das strikte Verbot, zu töten, das so lange in Kraft blieb, das Verbot, Militärdienst zu leisten und Kriegssteuer zu zahlen – von all dem weiß dieser Admiral nichts oder nur so wenig, daß es nichts ausmacht. Es ist anzunehmen, daß unsere eigentliche Geschichte mit unserem ersten (trefflichen) Krieg begann. Jeder Krieg seither war löblich, ja segensreich; so weit Christen daran teilnahmen, Waffen und Standarten zur Segnung mit dem Weihwasser erhoben, von Militärkaplänen betreut wurden, die Eucharistie empfangen, waren sie auf dem Schlachtfeld ihres Heils sicher. Der heidnische Dichter hätte hinsichtlich von Christen die Sache nicht schöner, nicht ethischer ausdrücken können als mit «Dulce et decorum».

Somit repräsentiert der Admiral nicht nur die fürchterliche Macht und das Prestige des Atomsuperstaates, ein Ethos, das Atomwaffen rechtfertigt und höchstwahrscheinlich den Atomkrieg. Er verstärkt zudem dieses Ethos, gibt ihm eine religiöse Färbung und Sprache, erfüllt es mit geradezu unwiderstehlicher Majestät: «Und die ganze Welt lief dem Tier staunend nach... Und es wurde ermächtigt, mit den Heiligen zu kämpfen und sie zu besiegen» (Offb 13, 3. 7).

Wenn der Admiral zuversichtlich ist, dann deswegen, weil er weiß, daß er nicht allein dasteht, wenn er den Atomdegen im Namen Christi schwingt. Der Geist, der ihn antreibt, beseelt auch andere; an der Spitze des amerikanischen Militärwesens befindet er sich in guter Gesellschaft. Diese Herren des Schicksals versammeln sich regelmäßig in Vorstadthäusern zu Gebet und Gottesdienst; sie sind eifrige Kirchgänger; die Überzeugungen des Admirals werden von so gut wie allen geteilt.

Das Schicksal der Nationen, der Kinder, der noch Ungeborenen, der eigentliche Kern und Sinn des Menschseins, sind zu Karten in einem verblüffenden Spiel geworden, in einem Spiel, bei dem Gewinnen und Verlieren nicht nur taktisch absurde Gedanken sind, sondern von den

Spielern tatsächlich als irrelevant betrachtet werden. «Gott will es!», lautet ihr Schrei. Ihr Spiel ist ernst; sie sind streng und zuchtvoll wie Märtyrer vor den Feuerflammen; eine halluzinatorische Transzendenz leuchtet in ihren Augen auf. Wenn

es notwendig ist, wenn das Zeichen dazu gegeben wird, werden sie die Atomgeschosse abfeuern. Das Ende der Welt wird ein religiöser Akt sein.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. August Berz